

Auf der Suche nach dem Code

Der hervorragende Ruf des **Jerusalem Quartet** gründet nicht zuletzt auf den Schostakowitsch-Interpretationen. In Hamburg ist das Ensemble diese Saison mit einem kompletten Zyklus aller Schostakowitsch-Quartette bei den Elbphilharmonie-Konzerten zu erleben. Marcus Stäbler hat mit dem Cellisten Kyril Zlotnikov über das Projekt gesprochen.



Foto: Felix Broede/PR

Die Streichquartette von Schostakowitsch scheinen Ihnen ganz besonders am Herzen zu liegen. Woher kommt diese enge Verbindung?

Drei Mitglieder des Quartetts, die beiden Geiger und ich, stammen ursprünglich aus der früheren Sowjetunion und sind dort aufgewachsen. Deshalb ist uns die Mentalität der Menschen sehr vertraut, auch wenn die achtziger Jahre sicher nicht mit dem Terror der Stalin-Zeit vergleichbar sind. Wenn man eine Weile dort gelebt hat, versteht man die Gefühlswelt von Schostakowitsch wahrscheinlich besser. Das ist das eine. Und dann gibt es eine Verbindung durch unsere Lehrer. Matwei Liebermann zum Beispiel, der Lehrer unseres Ersten Geigers, war ein Schüler von David Oistrach, der wiederum eng mit Schostakowitsch befreundet war.

Wie lange beschäftigen Sie sich schon mit den Werken? Wann haben Sie zum ersten Mal ein Schostakowitsch-Quartett gespielt?

Das war schon gleich zu Beginn unserer gemeinsamen Arbeit. Die beiden ersten Stücke, die unser Professor Avi Abramovici an der Hochschule in Jerusalem für uns ausgesucht hat, waren Dvoráks „amerikanisches“ und das achte von Schostakowitsch. Das ist schon 20 Jahre her – damals war ich 15 Jahre alt. Die Begegnung mit dieser Musik hat uns sehr fasziniert.

Und diese Faszination für Schostakowitsch hat das Ensemble nicht mehr losgelassen ...

Genau. Wir haben uns nach und nach immer mehr seiner Quartette erschlossen. Und als wir dann etwa die Hälfte im Repertoire hatten, dachten wir, warum nicht den ganzen Zyklus spielen? So kam es, dass wir vor sechs Jahren zum ersten Mal alle 15 Quartette an einem Ort aufgeführt haben. Das war ein großer Erfolg. Seither beschäftigt uns das Projekt immer wieder, unter anderem waren und sind wir in London, Paris, New York und Mexiko mit dem Schostakowitsch-Zyklus zu Gast.

Wie würden Sie die Ausdruckswelt der Quartette beschreiben?

Es ist eine sehr kraftvolle und ausdrucksstarke Musik. Jedes Quartett wirkt wie ein Blick auf die Lebenslinien in seiner Hand, auf die besonderen Umstände seiner Zeit und auf seinen ständigen Kampf darum, das zu sagen, was er fühlt.

Viele seiner Werke – nicht nur unter den Quartetten – sind ziemlich düster und beklemmend. Ein Abbild des damaligen Lebens in der Sowjetunion?

Ganz bestimmt. Die Stalin-Herrschaft verbreitete unter den Menschen Angst und Schrecken. Selbst prominente Künstler konnten sich ihres Lebens nicht sicher sein. David Oistrach etwa lebte in einem Haus, in dem fast alle Bewohner irgendwann vom KGB abgeholt wurden. Nur er und sein Nachbar blieben übrig. Eines Nachts hörte er Schritte die Treppe heraufkommen und fürchtete, sie würden zu seiner Tür führen.

„Die Tonrepetitionen auf der C-Saite klingen wie das Rattern eines Maschinengewehrs“

Der Koffer war längst gepackt und stand immer neben dem Bett. Doch der KGB klingelte beim Nachbarn. Alle Menschen lebten in diesem ständigen Bedrohungsgefühl. Diese Atmosphäre klingt unverkennbar in der Musik nach.

Auch die Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg hat in einigen Quartetten ihre Spuren hinterlassen ...

Zum Beispiel im zweiten Quartett. Im Finale spielt das Cello martialische Tonrepetitionen auf der C-Saite: Ratatatatatata! Das klingt wie das Rattern eines Maschinengewehrs. Nach diesem Stück bin ich oft vollkommen erledigt.

Es gibt diese Geschichte vom dritten Quartett, das Schostakowitsch selbst total mitgenommen haben muss.

Ja, das war bei einer Probe mit dem Beethoven-Quartett, das viele Stücke von ihm uraufgeführt hat. Schostakowitsch hörte den Streichern zu und sagte nach jedem Satz, gut, bitte macht weiter. Und am Ende, als das ganze Stück vorbei war, liefen ihm die Tränen. Das ist sonst nie passiert, er war ein eher verschlossener Mensch und hat nach außen sonst kaum Gefühle gezeigt. Das macht deutlich, wie nahe ihm diese Musik ging und welche Bedeutung das Streichquartett für ihn hatte.

Zu den persönlichen Botschaften, die er in den Quartetten formulierte, gehört auch das Bekenntnis zum Judentum. Schostakowitsch hat oft jüdische Melodien und Motive zitiert. Das war damals ein Wagnis, oder?

Sicher. Juden hatten es schwer in der Sowjetunion, das weiß ich aus meiner eigenen Familiengeschichte. Mein Großvater war ein Offizier der Roten Armee, und er musste seinen Namen von „Zlotnik“ in „Zlotnikov“ ändern, damit er weniger jüdisch klang. Das war keine einfache Zeit. Leider erlebt der Antisemitismus derzeit eine starke Renaissance, nicht nur in der ehemaligen Sowjetunion.



Foto: Felix Broede/PR

Kyril Zlotnikov ist der Cellist des Jerusalem Quartet.

Schostakowitsch-Streichquartette

Der berühmt-berüchtigte Prawda-Artikel „Chaos statt Musik“ aus dem Jahr 1936 war für Dmitrij Schostakowitsch ein herber Schlag. Mit der offiziellen Kritik an seiner Oper „Lady Macbeth von Mzensk“ in der sowjetischen Staatszeitung hatte Stalin den Daumen gesenkt. Aus dem hoffnungsvollen jungen Komponisten war plötzlich ein Volksfeind geworden. Schostakowitsch musste vorsichtig sein – und wählte deshalb von nun an die Kammermusik als Versteck für seine musikalischen Botschaften. Erst 1938, als er schon fünf Sinfonien geschrieben hatte, veröffentlichte er sein erstes Streichquartett, dem bis 1974 noch weitere vierzehn folgten. Anders als in der repräsentativen und entsprechend viel beachteten Gattung der Sinfonie konnte er hier leichter persönliche Bekenntnisse einschmuggeln. In vielen seiner Quartette zitiert er etwa Elemente der verfeimten



Foto: Archiv

Dmitrij Schostakowitsch

jüdischen Volksmusik, er schreibt sich seine Verzweiflung mit düsteren Farben von der Seele und markiert die Werke immer wieder mit den Initialen seines Vor- und Nachnamens als Tonfolge D – Es – C – H. So etwa in seinem wohl bekanntesten Quartett, dem achten, das er als instrumentales Requiem auf sich selbst konzipiert hat. In den späten Quartetten ist seine Klangsprache zunehmend von der Auseinandersetzung mit dem Tod und der Angst vor der Leere danach geprägt. Oft dünnt er den vierstimmigen Satz mit solistischen Passagen aus; das Gespräch unter vier vernünftigen Leuten wird zum einsamen Monolog. Ursprünglich hatte Schostakowitsch wohl – nach dem Vorbild des „Wohltemperierten Klaviers“ – 24 Streichquartette in verschiedenen Tonarten geplant. Mehr als 15 waren ihm nicht vergönnt. Aber die haben es in sich.

Wir haben bisher vor allem über die düsteren Seiten der Quartette gesprochen. Es gibt aber auch ganz andere Facetten in der Musik.

Das ist ganz typisch für die russische Mentalität: Wenn etwas schlimm ist, dann ist es richtig furchtbar. Und wenn etwas schön ist, dann wird das auch ausgelassen gefeiert. Dazwischen gibt es eigentlich nichts, nur diese beiden Extreme. Das bildet die Musik von Schostakowitsch ganz deutlich ab. Es gibt so eine Fähigkeit, sich in der ärgsten Not über die kleinsten Dinge zu freuen. Und zwar ordentlich. Auch davon erzählen die Quartette.

Bei den heiteren Momenten ist aber Vorsicht geboten. Vieles wirkt wie eine Maske, die Schostakowitsch aufsetzt, um die Erwartungen des Regimes an eine optimistische Musik zu erfüllen.

Da muss man tatsächlich sehr aufpassen. Die Musik von Schostakowitsch ist wie ein Code, den es zu knacken gilt. Es ist sehr leicht, in seine Fallen zu tappen und ihn misszuverstehen. Vieles klingt vordergründig lustig und glücklich, aber dahinter lauert ein Abgrund. Die Kulturpolitiker der Sowjetzeit forderten von den Künstlern, dass sie alles in schönen roten Farben malen. Genau darin bestand für Schostakowitsch eine schwere und gefährliche Gratwanderung: Er wollte seine eigenen Gefühle und die Grausamkeit zeigen, durfte sich dabei aber nicht wirklich offenbaren, sondern musste den Schein wahren. Deshalb zeigte er oft sein Pokerface. Das macht es so kompliziert, die Musik zu verstehen. Dazu muss man einfach über die Hintergründe und Ereignisse Bescheid wissen, die Schostakowitsch geprägt haben.

Wir sprachen vorhin schon vom Beethoven-Quartett, das viele Werke von Schostakowitsch uraufgeführt hat. Auch für das Borodin-Quartett sind einige seiner Kompositionen entstanden. Beide Ensembles gelten deshalb als wichtige Instanz; ihre Aufnahmen sind heute problemlos auf CD zu bekommen. Wie gehen Sie mit diesem Erbe um?

Als Studenten haben wir natürlich die Einspielungen gehört und viel davon gelernt. Für mich persönlich ist die Borodin-Aufnahme immer noch die vielleicht beste Schostako-

witsch-Interpretation. Aber davon muss man sich emanzipieren. Wir spielen jetzt seit 20 Jahren zusammen und haben längst einen eigenen Weg gefunden, nicht nur bei Schostakowitsch.

Wie würden Sie diesen Weg beschreiben?

Ich denke, wir arbeiten viel an der Balance und Intensität des Klanges. Der Klang ist es, der einen Hörer berührt, auch physikalisch. Wir haben im Ohr diese kleinen Härchen auf der Basilarmembran, die sich durch den Schall bewegen. Unser Ziel ist es, den Hörer noch mit den leisesten Pianissimi zu fesseln und ihn nie loszulassen. Das gilt für alle Werke, die wir spielen. Was Schostakowitsch angeht, könnte ich mir vorstellen, dass wir durch unsere Herkunft und die Vertrautheit mit seiner Klangsprache vielleicht einen besonders natürlichen Zugang haben. Wir scheuen uns auch nicht, im Dienste des Ausdrucks Risiken einzugehen – aber dafür muss man eine gute Kontrolle haben, um trotzdem den Geschmack und den Klang zu bewahren.

Die Quartette von Schostakowitsch sind für Sie also auch heute noch aktuell, obwohl es eine so persönliche Musik ist?

Unbedingt! Menschen wollen von Musik berührt werden – und das gelingt Schostakowitsch mit seinen Quartetten, die so stark sind, dass sie manchmal wie ein emotionaler Taifun über uns hinwegfegen. Musik kann Menschen verbinden. Und vielleicht tragen die Quartette dazu bei, unser gegenseitiges Verständnis zu verbessern und aus der Vergangenheit zu lernen, weil sie an die großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts erinnern. ■

Schostakowitsch-Projekt

Weitere Termine in Hamburg

16. Januar

27. Februar

22. April

Viele Informationen mit Noten- und Klangbeispielen zu den Schostakowitsch-Quartetten sind auf der Website www.shostakovichquartets.com gebündelt.